

In freier Stunde



(15. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau.

Thormeyer schweigt. Was der Mann sagt, klingt aufrichtig. Er erkennt die Schwierigkeiten, er übersieht die erzielten Ergebnisse nicht. Korff kann etwas. Er gewinnt entschieden, wenn er von seiner Arbeit spricht. Vielleicht hat er ihm ein wenig unrecht getan. Man soll sich doch in der Arbeit nicht von seinen Reigungen oder Abneigungen beeinflussen lassen.

„Korff, Sie wissen ja nun, was von diesen Dingen abhängt. Ich möchte Ihnen alle Unterstützung zuteil werden lassen, die ich Ihnen geben kann. Sie sollen nicht sagen können, die Amag lasse ihren Leuten keinen Spielraum. Hören Sie! Ohlsen . . . Sie kennen doch Fräulein Dr. Ohlsen?“

„Wer von Ihren engeren Mitarbeitern kennt diese tüchtige junge Dame nicht?“

„Na ja, also Ohlsen ist auf der Insel, von der Sie mir erzählt haben. Ich hab' ihr gesagt, sie kann ruhig fünf, sechs Tage bleiben. Die sieht sich die Sache an, die Perlenau oder wie das Eiland heißt!“

„Falkenau . . . eine kleine Insel inmitten der märkischen Seen in der Nähe des Flecken Altdorf.“

„Gut, gut. Also so lange können wir natürlich jetzt nicht mehr warten, die Konkurrenz sitzt uns ja auf den Fersen. Fahren Sie morgen früh los. Irgend-ein Motorboot wird ja noch aufzutreiben sein.“

„Ich besitze ein eigenes, Herr Generaldirektor.“

„Na, sehen Sie! Wie ihr das bloß alle macht?! Ich müßte mir eins pumpen . . . Also, fahren Sie hin, letzter Rundblick übers Gelände, mittags können Sie zurück sein und die Maße für die notwendigen provisorischen Bauten schon in der Tasche haben. Den Kauf können Sie auch perfekt machen, wenn Sie mit Dr. Ohlsen einig sind. Sie ist gewissermaßen meine Vertreterin. Die macht schon die Augen auf. Ich unterschreibe dann bloß den Notariatsakt. Sie haben freie Hand. Heute nachmittag fahr ich nach Prag runter, der Konkurrenz selber ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Rabeln Sie morgen gegen Abend nach Prag ins „Splendid“, ob alles geklappt hat. Übermorgen früh bin ich wieder hier, das wollen Sie vor allem Dr. Ohlsen bestellen. Dann soll sie wieder antreten. Fehlt mir wie 'n Stück Brot, das Frauenzimmer. Wie lange brauchen Sie, bis die erste Probefahrt gemacht werden kann?“

„Mit dem Rennboot vierzehn Tage . . . der Wagen braucht vier Wochen.“

„Wann ist das Nürnberg-Rennen?“

„Ende August.“

„Verdammt knapp! Also beeilen Sie sich . . . ich setze alle Hoffnungen auf Sie, Korff. Haben wir den Sieg in der Tasche, haben wir auch die Aufträge. Und dann sind Sie ein gemachter Mann und können sich wahrscheinlich bald Direktor nennen. Alles klar?“

„Jawohl, Herr Generaldirektor! Ich fahre morgen früh, komme gegen Mittag zurück und gebe Ihnen am Abend telegraphisch Bescheid.“

„Gut. Also schmeißen Sie den Laden! Nein, danke, danke . . . bleiben Sie nur hier in Ihrem Boudoir! Ich geh allein. Sie haben sicherlich auch zu tun, und ich hab' auch schon viel zu lange geschwätzt.“

Thormeyer verläßt das Büro.

Korff blickt ihm lächelnd nach, dann zündet er sich langsam eine Zigarette an, geht an seinen Schreibtisch, spielt eine Weile unschlüssig mit dem Brieföffner, entschließt sich dann endlich, setzt sich hin und schreibt eine kleine Karte, die er sorgfältig in einen Briefumschlag steckt. Er prüft den Verschuß, schreibt eine Adresse und steckt den Brief zu sich. Dann ruft er die Blauweiß-Garagen an und gibt Anweisung, seinen Sportwagen fertigzumachen, den Tank zu füllen, Öl, Luftdruck und Zustand der Reifen zu prüfen, in einer halben Stunde käme sein Chauffeur und hole den Wagen ab.

Dann verläßt er sein Büro durch einen Privat-ausgang, der unmittelbar zur Straße führt, allerdings nicht, ohne vorher den noch feuchten Streifen Lösch-papier vom Löscher zu reißen und ihn im Aschenbecher zu verbrennen.

Eine Stunde später rast ein heller, grauer Sportwagen nach Süden, während Herr Korff lächelnd durch die Hallen geht und den Arbeitern zuschaut, als freue er sich heimlich auf ein Geburtstagsgeschenk.

Er scheint es allerdings vergessen zu haben, daß zur gleichen Zeit der kleine Welten dem Herrn Generaldirektor die Geschichte von Hambachers Ende erzählt, einfach und deutlich, ohne etwas zu verheimlichen, und daß diese Tatsachen Thormeyer zu einigem Nachdenken veranlassen könnten.

Die Sonne ist aufgegangen, über die Baumgipfel geklettert und hat gerufen: Heraus! Ich versprech' euch einen schönen Tag!

Die sieben Inselbewohner verstehen ihre Sprache gut. Sie sind herausgekrochen aus ihren Zelten und rüsten sich, dem Herrgott wieder einen Ferientag auf ihre besondere Art zu stehlen. Maxl ist Küchenchef. Er hat aber nur für fünf zu kochen. Der Doktor und Annemarie schwimmen schon seit einer Stunde draußen übers blanke Wasser nach Westen zu. Er kann sich also Zeit lassen mit seinen Vorbereitungen.

Vater Heinrich hat Thiele Hartmann und Schorsch für sich in Beschlag genommen. Sie haben den Auftrag erhalten, aus dem Wald einige Nester zu holen und sie in die Erde zu rammen. Später will er mit ihnen noch einmal nach Altdorf, einiges einkaufen und Bretter mitbringen. So viere, fünfe, damit man einen richtigen Tisch habe und eine Bank im Freien.

„Wenn der Mensch Wein trinkt, so muß er dabei etwas unter dem Ellenbogen haben und auch noch unter einem anderen Körperteil,“ philosophiert er, „das befördert die Gespräche und trägt zur Kultivierung unserer Insel bei.“

Die drei haben also ihre Arbeit. Monika kommt sich recht verlassen vor. Die böse Nacht . . . was soll sie hier? Die Freundin fehlt ihr sehr.

Maxl sitzt nachdenklich auf einem Klappstuhl vor seinem Zelt und schält Kartoffeln. Ihm liegt der Abend noch in den Gliedern. Er will's nicht zeigen, aber was kann er schließlich dafür, daß seine Augen mehr da sind, wo Monika sich faulenzend herumtreibt, als auf seinen Kartoffeln? Kein Wunder . . . schon steckt ihm das Messer im Daumen, und das Blut färbt die weißfleischigen Kartoffeln zu Tomaten.

„Verdammt er Dreck!“

Ärgerlich steht er auf.

In seinem Boot liegt das Verbandpäckchen unter der Persenning sorgfältig versteckt.

„Was ist denn, Herr Hohenstein?“ ruft Monika, die sich im Sande brät, die Beine dabei zur Abkühlung in den See gestreckt.

„Doch . . . nichts Besonderes! Bißchen geschnitten. Das Gemeine ist bloß, daß ich die ganze Persenning versauen werde.“

Monika springt auf.

„Sie bluten ja!“

„Ach, ist nicht der Rede wert! Aber es gibt Flecke beim Auspacken!“

„Herzeigen!“

Verlegen lachend nimmt er den Daumen aus dem Taschentuch.

„Na, Sie sind ja ein schöner Knabe!“ schimpft Monika. „Ich denke, Sie sind Schulmeister? Haben Sie etwa gelernt, daß man eine Wunde mit einem zweifelhaft sauberen Taschentuch verbinden soll?“

„Das bißchen da ist doch keine Wunde!“

„Unsinn! Auch kleine Wunden sind eben Wunden. Das sollten Sie gerade wissen! Wo ist das Verbandzeug?! Los, los!“

Er zeigt ihr, wo sie im Boot alles findet. Mit flinken Fingern holt sie die blutstillende Watte heraus, klebt ein Stück Leukoplast darüber und verzieren ihr Kunstwerk schließlich sachmännisch mit einem Däumling.

Das geht so schnell und mühelos, als hätte sie es schon oft getan.

„Donnerwetter,“ staunt Maxl, „das geht ja wie gelernt!“

„Ist es auch!“ lacht sie zurück. „Eine Frau, die keinen Kursus in erster Hilfe und solchen Sachen durchgemacht hat, ist keine richtige Frau. Wozu sind wir

Frauenspersonen denn schließlich da, wenn wir nicht mal helfen können? Außerdem brauch ich das alles für meine Gymnastikstunden bitter nötig.“

„Wozu Sie da sind . . .“ brummt Maxl nachdenklich, „ . . . ach, ich könnte mir schon was denken.“

Es soll ganz harmlos klingen, tut's aber nicht. Monika sieht seitwärts an ihm vorbei.

„Außerdem ist Kartoffelschälen keine Arbeit für einen Mann. Das mach ich von jetzt ab, und wenn ihr noch soviel erzählt von Selbständigkeit. Sie können mir anreichen dabei, damit Sie sich nicht langweilen.“

„Aber Fräulein Monika!“ protestiert Maxl in heiterem Entsetzen. „Was sollen denn die andern denken?“

„Ist mir ganz Wurscht! Von heute ab schäle ich Kartoffeln, koche und sorge überhaupt für euch alle. Das ist Frauenarbeit. Dagegen kann kein vernünftiger Mensch etwas einwenden. Auf keinen Fall laß ich mich hier durchfüttern wie eine Prinzessin. Basta!“

Sie setzt sich entschlossen auf den niedrigen Klappstuhl, greift zum Messer und schält drauflos.

„Da . . . waschen Sie die Kartoffeln erst noch einmal gründlich. In diesem Wasser sind Blutstropfen.“

Gehorjam trollt er sich.

Sie schaut lächelnd hinter ihm her.

„Wart nur, mein Junge! Dich krieg ich noch. Dich — — oder keinen!“ Und plötzlich ist ihr ganz warm ums Herz, so wohlthig und voller Zuversicht, daß sie leise anfängt zu pfeifen. Herzlich, aber ein ganz klein wenig falsch. Erschrocken verstummt sie, als Maxl zurückkommt.

„So. Und nun reichen Sie mir immer eine Kartoffel raus.“

Ergeben in sein Schicksal nickt er.

„Sie dürfen sich zu diesem edlen Zweck sogar hier dicht neben mich hocken. Aber vorher gründlich abwaschen.“

„Was . . . ? Abwaschen?“

„Die Kartoffeln natürlich.“

„Ah so . . .“

Nun hockt er neben ihr. Wenn er nach rechts sieht, blickt er auf ihre blanken Füße, die wie zwei lustige braune Gesellen im Sande schimmern. Das beunruhigt ihn, und verstockt schielt er nach oben. Da sieht es rot und blond aus. Verwirrend. Wunderbar schön, süß und verwirrend.

Monika spürt es, wenn er sie ansieht, fühlt seinen scheuen Blick, denkt an seine guten, blauen Augen und schält in wilder Wut drauflos.

Welch Unsinn, die ganze sogenannte Gesellschaftsordnung! Da sitzt sie nun, hat den Jungen da neben ihr lieb, wie nie einen Menschen, er hat sie auch gern . . . das fühlt sie, spürt sie vom kleinen Zeh bis in die Haarspitzen . . . und sie darf doch nichts sagen, nichts tun, als . . . Kartoffeln schälen.

Und Maxl? Gott, ehe der die Zähne auseinander-tut! Das beglückt sie unendlich, daß er nicht so ist wie die vielen andern, denen so etwas abgeht wie ein Angebot in billiger Seife, daß er ein Bub ist, ein gesunder, herrlicher Junge, der sich's nicht getraut zu sagen, was sein Herz träumt . . . aber schließlich kommt man ja so nicht weiter! Und in drei Tagen ist der ganze Zauber vorbei . . . er nach Hannover, sie nach Berlin. — Monika ist zu klug, um zu glauben, daß die weite Entfernung harmlos sei. Außerdem will sie nicht warten, bis ein Zufall — und sie kann doch schließlich nicht sagen . . . ach, es ist zum . . .

Bauz! Von wilder Wut geschleudert, saust wieder eine Kartoffel, blankgeschält, in den Eimer.

„Fräulein Monika . . .?“

„hm?“

„Sind Sie böse?“

„Ich? Warum?“

„Nun, ich meine bloß! Wegen der Kartoffel! Die hatte mächtigen Schwung!“

„Nein. Ich bin nicht böse.“

„Pause.“

Max's Herz klopfte stark. Herrgott . . . ich möchte ja lieber dreimal Aßern See schwimmen, aber es muß heraus, denkt er. Er hat es in schlafloser Nacht beschlossen. So günstige Gelegenheit bietet sich kaum wieder.

„Fräulein Monika . . .?“

„Ja . . . was gibt's denn schon wieder?“

„Kann ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen?“

„Ein Geheimnis? O je! Sie haben doch nicht etwa einen toteschlagen?“

Sie scherzt, aber sie fühlt, wie ihr das Blut ins Wirbeln kommt. Jetzt, Monika, nimm dein Herz noch eine Minute fest in beide Hände!

(Fortsetzung folgt.)

Westwind

Von Franz Friedrichs

Der alte Fischer Petersen hatte natürlich wieder recht. Auf dem strahlend blauen Himmel trieb eine winzige kleine Wolke, die zusehends dunkler und größer wurde. Und bald hatte sie die Sonne erreicht und spannte sich bis hinaus an den Horizont des Meeres.

„Wir haben Westwind,“ sagte Petersen, „das ist ein böser Wind, der nach den Menschen greift!“

„Wieso nach den Menschen?“ fragte Veras Mutter, die vor dem kleinen, sauberen Fischerhaus auf einer Bank saß.

„Ja, viele wollen es nicht glauben, aber es ist so. Wenn der Wind aus dem Westen kommt, zieht er die Menschen in das Meer. Er bringt Sturm und Sorgen!“

Frau Larsen war froh, daß Vera nicht allein in den Dünen war. Gregor und Erich waren bei ihr. Vera hatte es durchgesehen, einige Wochen Ferien in dem Fischerdorf verbringen zu dürfen, dort, wo es wirklich still und zuträglich ist, und wo es noch „Menschen mit Treue“ gibt, wie sie sagte. Erich hatte sich angegeschlossen, während Gregor im nahen Seebad wohnte und durch Zufall auf die Idylle im Fischerdorf aufmerksam geworden war.

Der alte Fischer Petersen hatte natürlich wieder recht. Seine guten Augen bemerkten sofort das unsichtbare Spiel der Liebe zwischen diesen drei Menschen. Er sah Veras Zuneigung zu Gregor, der in allen Dingen der Lebensführung eines Westmenschen näherstand, während Erich, der einfache, stille Mensch, nicht viel von Worten wußte und gerade und kräftig war in allem.

An diesem Tage nun geschah etwas Unerwartetes. Der Sturm hatte zugenommen, der Wind aus dem Westen war sehr böse geworden. Vera saß mit den beiden Männern auf einer Dünenhöhe. Sie hatten ihr schönes Boot unten am Strande auf den Sand gezogen.

Plötzlich zeigte Erich hinaus in das Meer. Hohe Wellen trieben ihre Schaumketten an das Ufer. Immer rascher und immer lärmender. Der graue Himmel hatte die Sonne verschluckt.

„Menschen über Bord!“ sagte Erich.

„Wo?“ fragte Vera und stand auf.

„Sehen Sie, dort draußen? Sie klammern sich an das umgekippte Boot . . . wir müssen hinaus . . .“

„Unsinn!“ sagte Gregor, der ruhig sitzen geblieben war.

„Wir werden ins Dorf laufen, die haben ein Rettungsboot und eine dazugehörige Mannschaft!“

„Bis dahin kann es zu spät sein! Kommen Sie mit?“ fragte Erich.

Gregor gab keine Antwort. Er sah in Veras Augen. Eine Bitte lag darin. Aber diese Bitte war nicht stark genug.

„Der Wellengang ist zu hoch, es wäre fahrlässig, Erich. Aber ich renne sofort ins Dorf, Sie werden sehen, das ist klüger, wenn die Fischer ausfahren, die kennen das Meer . . .“

„Es geht um das Leben eines Menschen, vielleicht sind es zwei oder mehr . . . Ich kann Sie nicht zwingen, Gregor, dann bleiben Sie eben zurück!“

„Nehmen Sie ihn mit, Erich!“ sagte Vera, „er ist nicht feige . . . er ist bestimmt nicht feige!“

„Dann los!“ Erich rannte die Dünen hinab, auf das Boot zu, Vera kam hinterdrein, und vor ihr ging Gregor. Das Boot stieß mit den beiden Männern ab. Die Wellen ergriffen es. Trugen es weiter und hoben es hoch, trieben es hinab in die Wassertäler. Vera sah nichts mehr von ihm.

Drinnen im Boot saß Gregor, ganz zusammengelauert, unfähig, ein Ruder zu halten.

„Es ist ein Verbrechen!“ schrie er auf, „Sie sind schuld an dieser Gemeinheit, Erich!“

„Paß die Ruder an, du Feigling! Hilf mit, statt zu jammern!“

„Sieh nach, wo wir sind!“ schrie Erich. „Tu etwas! Woan habe ich dich mitgenommen? Du . . . hörst du? . . .“

„Ich bin nicht freiwillig gegangen!“

„Was ist mit Vera?“

„Daß mich in Ruh! Ich will zurück! . . .“

Immer höher schlugen jetzt die Wellen. Alles Land war fort. Erich hob sich hoch, ungefähr stimmte die Richtung. Er fing zu brüllen an, es kam keine Antwort. Dann wieder sah er auf den Kameraden im Boot, er tat ihm leid. Vielleicht konnte er ihm helfen.

„Streck dich aus, du!“ schrie er ihm zu, „ja, so, ganz, damit du die Wellen nicht siehst. So. Und rühr dich nicht!“

Es war eine gefährliche Fahrt. Aber Erichs Kräfte wurden nicht so leicht müde. Geschickt verstand er es, das Boot zu halten, bis er die Stelle des Unglücks erreicht hatte. Matt und mit angstvollen Gesichtern hingen zwei Menschen an dem gekenterten Boot. Erich warf ihnen ein Seil zu. Die beiden Menschen faßten nach dem Seil. Es dauerte nicht lange, dann lagen sie im Boot, neben Gregor. Der eine von den beiden Geredeten erhob sich wieder, ergriff die beiden Ruder und fing an zu arbeiten. Er legte sich in die Riemen. Dann wechselte er mit seinem Freunde ab. Das Boot erreichte nach stürmischer Fahrt das Ufer . . .

Am Ufer standen Vera und ihre Mutter. Und auch der Fischer Petersen war da. Und einige andere die den Vorgang in der See beobachtet hatten.

Vera blickte die beiden Männer an. Erich lächelte grimmig, aber er lächelte. Gregor hatte, wieder auf festem Boden, sofort seine Sicherheit gefunden.

„Nun, hat er Sie enttäuscht?“ fragte Vera.

Erich blickte auf. Er sah in diese hellen, wundervollen Augen, in dieses gebräunte und zartgetönte Gesicht und auf die glänzenden, verlockend schimmernden Haare . . .

„Nein!“ sagte er dann fest, „er hat mich nicht enttäuscht!“

Es dauerte ein Weilchen, bis Vera lächelte. Aber als sie dann nach Erich blickte, war er fort. Er ging mit dem Fischer Petersen in das kleine Haus. Dort ließ er sich seine Hände in Ordnung bringen. Dann packte er seinen Koffer. In diesem Augenblick kamen Vera und ihre Mutter in das Haus.

„Wollen Sie denn abreisen?“ fragte die Mutter.

„Gewiß! Diese Rettung hat mir gut getan! Was soll ich noch hier?“

„Ich liebe den Mann, der nicht feige ist! Erich!“ sagte Vera und blickte auf die wunden Hände. „Wollen Sie Ihre Abreise nicht auf morgen verschieben! Gregor erzählte mir, daß heute abend im Kurhaus drüben ein Ball ist. Wollen Sie mich dorthin mitnehmen?“

„Vera, vielen Dank. Ich bin ein schlechter Tänzer. Gregor wird mich sicher vertreten können. Aber ich bringe Sie gerne zum Ball!“

Natürlich hatte auch diesmal der scharfzüngige Petersen wieder recht. Er sah mit Frau Larsen in der heranwehenden Nacht auf der Bank vor dem Haus. Der Sturm hatte sich längst gelegt. Das Meer war wieder ruhiger geworden, aber es rauschte noch ziemlich laut.

„Der Wind hat umgeschlagen, Frau Larsen!“ sagte Petersen. „Der Wind hat gewechselt. Es brüest jetzt. Aber es brüest gut. Gut für alle Segel . . . hm . . . Es war Zeit . . . Glauben Sie nicht auch? Ein tapferes Mädel haben Sie, Frau Larsen, und der junge Mann, der könnt mein Junge sein . . . Es ist gut, daß der Wind umgeschlagen hat . . .“ Er steckte die kurze Nase in die Luft. Bitternd.

„Jetzt hat er die schöne Richtung. Aus der alles kommt, was gut und zuträglich ist! Soll ich Sie jetzt hinüberbringen zum Kurhaus? Frau Larsen?“

„Warum nicht?“
Als Frau Larsen in den Saal des Kurhauses trat, sah sie Vera mit Erich tanzen. Sie suchte Gregor aber sie fand ihn nicht.

„Erich,“ sagte Vera. „Warum haben Sie gelogen?“

„Ich? Gelogen?“

„Ja, Sie!“

„Wann?“

„Als Sie zurückkamen mit dem Boot! Da haben Sie gelogen. Sie haben mir nicht die Wahrheit gesagt! Ueber Gregor . . . und . . .“

„Ich wollte Ihnen nicht wehe tun . . . Die Liebe ist das Wunderbarste, was wir Menschen besitzen . . .“

„Ja, Erich, du, und an dieser Büge habe ich meine Liebe erkannt!“

Die Mordwespe

Tierstudie von Otto Boris

Um einen rotblühenden Baum in dem iden, sonnigen Sertao kreisten große, schwarze Wespen. Dornestrüpp, Cajuwald, ab und zu ein Busch Feigenaktus oder eine Kandelaber-euphorbie unterbrachen diese Idylle der ostbrasilianischen Berglandschaften. Von dem reichen Vogelleben der Fluhtäler war hier nichts zu verspüren. Ein nimmermüder Laubwürger huschte an den mageren Stämmen auf und ab. Er suchte Stobheuschrecken, eine trockene Kost, Beutetiere, die in ihrer wunderlichen Mimikri von abgestorbenen Nestchen kaum noch zu unterscheiden sind.

Plötzlich schoß der Laubwürger ins Gras, erhob sich mit einer riesigen, grünen Heuschrecke und eilte davon. Ein paar schwarze Kukude in Elsterngröße schrien ihm neidisch und ärgerlich nach.

Darüber wurden die Wespen unruhig. Sie tanzten ohnedies nur einen lockeren Liebestreigen um die Blüten. Nun schwirrten sie davon, Metallisch leuchteten ihre dunklen Flügel in der glitzernden Tropensonne. Lang streckten sie die spinnenartigen Hinterbeine im Fluchtflug.

Eine aber blieb. Sie suchte das Gras ab; denn ihr Instinkt zum Mutterwerden regte sich. Sonst war sie ein freundlich harmloses Tier, das sich allein vom Nektar der Blüten nährte. Heute aber wurde sie sich ihres Stachels bewußt und auf Mord erpicht. Dicht über dem Grase strich sie hin. Da — ein gleißend grüner Käfer! Er war ihr zu gering. Fliegen beachtete sie gar nicht. Wohl eine Stunde schwirrte sie kreuz und quer herum. Sie entsann sich dunkel, hier ein Wesen gesehen zu haben, das für ihre Zwecke paßte. Endlich hatte sie den richtigen Baum entdeckt. In einer Astgabel hing ein weißes, eigenartiges Gespinnst. Fast war es wie eine kleine Hängematte anzusehen. Darüber kreiste nun die Wespe. Sie sah, daß es leer war, ließ sich herab und betastete eifrig das Gebilde. Ein aufreizender Geruch schlug ihr entgegen: die Witterung der großen Mörderin der Nacht, — die mußte sie finden!

Die Sonne sank mit tropischer Eile. Eine halbe Stunde bedrücktes Schweigen unter der gesamten Tierwelt, dann kam die klare Mondnacht herauf. In gespenstisch silbriger Blässe legte sich ihr Licht über das zerklüftete Land.

Das war die Zeit der Vogelspinne. Alle kleinen Wesen fürchteten sie wie den Tod, selbst große Tiere und Menschen scheuten ihren giftigen Biß. Jetzt begab sich das schauerliche Tier mit den wolligen Fangbeinen und dem scheußlichen Kopf auf den Beutezug. Seiner Kraft und Größe konnte es schon etwas zumuten, und mehr noch dem giftigen Biß der Rieserlangen.

Wenige Feinde nur brauchte die Vogelspinne zu fürchten. Gestern aber in der Astgabel hatte sie mit der schwarzen Wespe einen erbitterten Kampf ausfechten müssen, und sie ahnte, daß dieses zierlich gebaute, flinke Geschöpf ihre Verderberin sei. Darum war sie auch eilends ausgezogen und hatte den Platz in der Ansiedlung gewählt. In Eile ward eine neue Hängematte zwischen zwei Balken des Kuhstalles gewoben.

Wie ein Taschentuch krabbelte die Spinne ungeschickt auf den Boden herab. Ein bronzeschillernder Elefantenkäfer raste im Flug gegen das feste Blatt eines Gummibaumes und stürzte auf den Boden. Einen Augenblick lauschte die Spinne auf sein zorniges Brummen, dann schoß sie hinzu und zermalmte dem schönen Ritter den Panzer des Hinterleibes. Gierig saugte sie seinen Lebenssaft in sich hinein . . .

Ein Zwerggröschchen versuchte seines und der Angebeteten Herz durch dünnes, feines Zirpen zu erfreuen. Doch schon hatten ihn die grausamen Spinnenarme gepackt. Ein greller Schmerz durchzuckte den Rücken des Opfers. Tief drangen die giftigen Reißzangen ein. Da streckte sich das Tierchen hilflos aus.

Wieder lauschte die Spinne. Welche Art von Sinneswerkzeug sie bei der Jagd verwendet, kann man nur vermuten. Doch sieht sie in der Nacht ebenso auf der Lauer wie die anderen Spinnen am Tage. — Rascheln näherte sich . . . eine Maus. Sie sah das graue, furchtbare Wesen, aber wußte noch nicht, was hinter der reglosen Masse sich verbirgt. Erst als die Nacht-

augen drohend aufglühten, wollte das Tierchen flüchten. Doch da war es zu spät . . . Und schon wieder setzte die Räuberin unhörbar ihre Beine in Bewegung. Im Gebüsch des Rhododendrons dort regte es sich. Von Beute zu Beute zog sie. Sie kann sich am Morden nicht genug tun.

Vorsichtig turnt sie am Geäst aufwärts. Schauerlich seelenlos glänzt der Blick des schleichenden Untiers. Der Mond spielt unsicher durch die dicken Blätter. Jetzt sieht die Spinne: ein Kolibri hat sich unter dem Blatte festgehaßt. Noch vorsichtiger wird die Räuberin; ist dies doch ihre Lieblingskost. Erst im letzten Augenblick greift sie an. Entsetzt fährt das zarte Vögelchen hoch, stößt gegen das Blatt und fällt in die ausgebreiteten Fangarme. Nun hat aber die Spinne ihr Gift bereits verspritzt. Ein Kampf hebt zwischen den beiden an. Gewaltig packen die haarigen Arme zu, während sich ein schleimiges, zähes Gewebe um die dünnen Vogelflügel legt. Matter und matter wird die Gegenwehr. Der kleine Blumenküßer muß sich verloren geben. Die Spinne widelt ihn vollends ein und schleppt ihn zur Erde hinab. Dort trägt sie ihn weiter, stets das helle Mondlicht meidend, der Hängematte zu, die wie ein Leichentuch im Silberlicht gleißt.

Oft noch muß das Opfer warten unterwegs; denn die Spinne schießt auf alles los, was sie überwältigen kann.

Der Morgen kommt. Rasch geht die Sonne durch die Horizontlinie. Brüllend verlassen die Kinder den Stall. Die Hirten schwingen sich auf die Pferde. Da sieht einer die schwarze, große Wespe umherirren: „Da schau nur, ein Hundepferd.“ Eine Wespe. — Wird nicht weit von hier ihr Nest haben.

„Eine Vogelspinne wird sie suchen . . .“

Die schwarze Wespe hat gefunden, was sie suchte. Die kleinen Leichen haben ihr zu deutlich den Weg gewiesen. Jede einzelne hatte sie mit den Fühlern betastet. Doch was sollte sie mit Toten. Ihre Brut brauchte lebendes Fleisch . . .

Die Spinne hat sich geregt. Sie wollte sehen, ob der kleine Kolibri auch streng genug gefesselt wäre. Da wird sie von der Mordwespe entdeckt. Bei dem gefährlichen Summen duckt sie sich. Zum Kampfe fühlt sie sich von der Nachtmahlzeit her noch zu träge . . .

Näher und näher kommt die Wespe. Die Spinne richtet sich straff auf. Wütend schlägt sie mit den Fangarmen nach der Feindin. Doch die Wespe gibt nicht nach. Immer wilder wird ihr Angriff. Immer erregter wehrt sich die Spinne. Die glasigen Augen sind hart auf die Gefahr gerichtet. Der rote Rachen ist weit aufgerissen, die giftgeschwollenen Zangen schnappen wütend ins Leere.

Jetzt eine gar zu heftige Bewegung der Spinne. Das Netz schwankt. Sie fällt auf die Vorderbeine. Blitzschnell hat die Wespe das Nachtgespinnst mit den dünnen, langen Beinen im Nacken gepackt. Schon fährt auch der lähmende Stachel ins Nervenzentrum. Ein letztes Zucken der wolligen Arme. Dann hängt die Spinne wie leblos in ihrem Netz.

Die Wespe zerrt sie heraus, stößt sie auf die Erde hinunter. Und nun schleppt das viel kleinere Tier seine Beute einem Erdloch zu. Das ist die Kinderstube der Mordwespe. Hier legt sie sorgsam einige Eier ab, verschließt den Eingang und fliegt fort.

Die Spinne büßt ihr grausames Leben. In der Höhle muß sie regungslos, aber lebend liegen bleiben, bis die Larven auskriechen und sie verzehren . . .

Abends findet der Kinderhirt den kleinen Kolibri. Das Vogelherz hatte ausgeblutet. „Ich will ihn meiner Anita schenken; er ist zu schön,“ sagt da der Mann.

Fröhliche Ecke

Kathederblüte

Viele Kollegen sprechen dieser Tierart ein Groß- und ein Kleinhirn zu. — Ich selbst kann mich dieser Auffassung nicht anschließen und begnüge mich mit dem einen, allerdings sehr kleinen Gehirn.“